

## **Im Keller**

### **Verwirrung**

Dirk zog den langen Kradmantel aus Leder an und ging aus dem Haus. Er setzte sich auf sein goldgelbes Rennrad, das ihm seine Freundin geschenkt hatte. Sie hatte ihn gewarnt, dass sie es sich wiederholen würde, falls er es nicht gut behandelte.

Er behandelte es nicht gut, weil ihm das Fahrrad egal war. Außerdem hatte die Freundin ihn verlassen. ‚Du bist falsch‘, hatte sie ihm weinend ins Gesicht geschrien, als sie die Tür hinter sich zuknallte.

Dirk hatte versucht, dazu zu lächeln, so als ob ihn die Aktion null berührte. Aber das Lächeln war ein schiefes Lächeln geworden, das er selbst nicht glaubte.

Dann war er wieder allein in seiner Drei-Männer-Wohngemeinschaft am St. Pauli-Fischmarkt, die nach hinten auf einen Innenhof führte.

Für die Wohnung brauchte man einen Paragraph-5 Schein, eine Sozialwohnung für eine Familie mit mindestens zwei Kindern. Sie hätten sich eigentlich schlecht fühlen müssen, einer Familie eine so günstige Wohnung wegzunehmen. Aber sie waren Anarchisten, denen die Sozialgesetzgebung eines kapitalistischen Lands egal war, jeder hatte das Recht auf eine günstige und gute Wohnung.

Außerdem war sie so heruntergekommen, dass man einer Familie nicht wünschen konnte, in der Behausung Kinder großzuziehen. Es gab kein Badezimmer, keine Zentralheizung und man musste die Kohlen aus dem Keller hochschleppen, wollte man im Winter ein geheiztes Zimmer haben. Es gab eine Waschmöglichkeit in dem einzigen Waschbecken in der Küche.

Die Aussicht aus dem Küchenfenster gab einen schmalen Blick frei auf Dock 5 von Blohm und Voss, auf dem man bei Nacht die Funken sprühen sah, wenn die Arbeiter Schiffswände auftrennten, um eine defekte Maschine aus dem Rumpf des Schiffes zu holen. Irgendwann hing sie am Haken eines Dockkrans, der klingelnd auf der Dockwand hin und herfuhr und sie an Land absetzte. Es war Februar in Hamburg, die feuchte Kälte zog durch die undichten Fenster in die Wohnung.

Dirk hatte zwei Tage im Bett zugebracht, weil er nicht unter Menschen sein wollte. Das Zimmer war kalt, er hatte keine

Kohlen mehr. Auch wenn er welche gehabt hätte, hätte er den Ofen nicht angemacht. Er hatte keine Lust aufzustehen. Die Bettdecke umhüllte ihn wie eine zweite Haut, ohne die er sich nackt vorkam.

Das Bett stand auf einem Podest in Höhe der Fensterbank. Dirk lehnte sich an die Seitenwand des Zimmers und sah aus dem Fenster. Die Grundschule von gegenüber hatte Pause und die Kinder liefen über den Schulhof. Die Jungs spielten Fußball, die Mädchen saßen auf Bänken und unterhielten sich. Ein Mädchen mit langen schwarzen Haaren, einem kurzen Rock und Kniestrümpfen stand gestikulierend vor den anderen Mädchen, als erzählte sie von einer Rangelei.

Dirk bemerkte, wie er das Mädchen beobachtete, und versuchte, sich bewusst auf ein anderes Objekt in der Nähe zu konzentrieren. Er entschied sich für die Jungen, die auf zwei kleine Tore spielten. Von denen war die Hälfte Türken, einer wollte die anderen überdribbeln, scheiterte aber immer wieder an einem blonden Jungen, der alle ihre Tricks zu kennen schien.

Die Drosseln hingen in den kleinen Ebereschen, die an den Straßenrändern standen und aßen sich an den braunroten Vogelbeeren satt.

Dirks Blick war wieder zu dem Mädchen gewandert, das vor der Bank stand. Er wollte sie nicht ansehen, weil er befürchtete, dass sie seinen Blick spürte und ihn hinter dem Fenster entdeckte. Ein Spanner? Dirk war kein Spanner. Und was gab es schon bei einem Mädchen von zehn Jahren zu sehen?

Als er sein Blick abwendete, um sich mit etwas anderem zu beschäftigen, geschah genau das, was er versucht hatte, zu vermeiden. Das Mädchen ging Dirks Blick nach und sah ihn auf seinem Bett hinter dem Fenster sitzen. Sie zeigte mit dem Finger auf ihn und die anderen Mädchen von der Bank drehten sich ebenfalls um. Dirk war entdeckt.

Er rutschte zum Fußende des Betts, zog seinen Bademantel an und ging zur Toilette, die neben der Haustür am anderen Ende des Flurs lag.

Er kam an Jans Zimmertür vorbei, die halboffen stand. Jan war klein, höchstens 1,70, zehn Jahre älter als Dirk, ehemaliger Stuckateur, schon immer Anarchist, krankgeschrieben seit Dirk ihn kannte, atmete schwer wie eine Bulldogge und hatte seit zehn Jahren ein Magengeschwür. Das hinderte ihn nicht daran,

fette Schweinekoteletts zu essen, die seinen Bauch über den Gürtel treten ließen.

Jan war ein speichelspuckender Choleriker, der aufsteigende Wut versuchte, mit Witzen zu kaschieren. Dirk mied ihn in solchen Momenten, weil er Angst vor seinen Ausbrüchen hatte, die unter die Gürtellinie gingen.

Wenn Jan mit dem Fahrrad durch den Straßenverkehr fuhr, er hatte eins mit Anhänger, und sich von einem Autofahrer ungerecht behandelt fühlte, stellte er ihn an der nächsten Ampel zur Rede. Er ließ ihn die Scheibe herunterdrehen, holte sein Drucklufthorn heraus und hielt es dem Fahrer direkt ins Gesicht.

Als er Dirk diese Geschichte triumphierend erzählte, hatte Dirk die Verachtung für diese wahnsinnige Wut auf der Zunge, ließ sie aber stecken. Er warnte ihn nur, dass der Angegriffene davon einen Gehörsturz bekommen konnte. Das war Jan egal, dann ,sollte er anständig Autofahren lernen`.

Dirk sah Jan durch die halbgeöffnete Tür auf seinem Sofa unter dem Hochbett sitzen und in einem Fotoalbum blättern. Er leitete eine anarchistische Jugendgruppe, mit denen er paddeln ging. Es hielt sich hartnäckig das Gerücht, dass er nicht nur mit ihnen paddelte, aber keiner der Jungen hatte sich jemals beschwert.

Dirk spürte die dicke Luft in Jan's Zimmer und sagte auf dem Rückweg vom Klo im Vorbeigehen ,Hallo`, um nicht in Gespräche verwickelt zu werden. Er wollte nicht gegenhalten oder sich Geschichten anhören, die ihn nicht im geringsten interessierten. Aber Dirk mochte Jan das nicht sagen, um ihn nicht zu verletzen.

Zurück in seinem Zimmer war die Pause zu Ende und der Schulhof wie leergefegt. Dirk legte sich wieder ins Bett und schenkte sich schwarzen Tee aus der Thermoskanne in die Tasse, die immer neben seinem Bett stand. Er sah auf den Schulhof, von dem die Spatzen die letzten Brotkrumen aufsammelten, mit denen sie schwerbeladen davonflogen. In der Tasse knackte der Kandis.

Dirk musste raus, auf andere Gedanken kommen. Seine Gedanken kreisten um seinen Kopf wie eine Motte, die sich immer wieder an der heißen Glühbirne die Flügel verbrannte.

Er fühlte sich leer, ausgesondert, zurückgewiesen wie ein Fremdling von einem anderen Stern, der die Sprache der Menschen nicht verstand. Ihm war kalt.

Wo war sein Zuhause? Er hatte kein Zuhause. Er trug das Fahrrad die Treppe hinunter. Im Erdgeschoss stand die Wohnungstür offen. Der Nachbar, mit dem er im Sommer manchmal draußen vor der Tür saß, stand mit dem Rücken zu ihm und knotete die Müllsäcke zusammen, um sie rauszutragen. Er wollte sich gerade umdrehen, Dirk beschleunigte seinen Schritt, um ihm nicht begegnen zu müssen.

Die Menschen auf der Straße hatten die Krägen hochgeklappt und gingen gesenkten Kopfs an ihm vorbei. Sie beachteten ihn nicht. Der Geruch des brackigen Elbwassers gemischt mit der süßlichen Abluft aus der Mälzerei machte eine Luft, die bei Dirk Brechreiz erzeugte.

Er fuhr auf dem feuchten Kopfsteinpflaster zur Großen Elbstraße runter, an der die Nutten in Lacklederröckchen und Pumps in zugigen Hauseingängen auf Freier warteten. Die fuhren mit Autos mit heruntergeschraubten Seitenfenstern an ihnen vorbei und begutachteten sie mit hochnäsiger gierigem Blick. Dirk wandte sich angewidert ab und lenkte sein Fahrrad an der Fischauktionshalle entlang über den Fischmarkt. Ein hässlicher Autotransporter mit einem Schlepper am Bug fuhr am Alten Elbtunnel vorbei elbabwärts in Richtung Nordsee.

„Vielleicht sollte ich zur See fahren“, dachte Dirk, „möglichst weit weg“.

Er hatte sich „Bei der Erholung“, einem Weg, der unterhalb des Tropeninstituts am Elbhang lag, in seinen Mantel eingewickelt auf eine Bank gesetzt.

Er blickte auf Elbe 17, dem Trockendock von Blohm und Voss, in dem einmal die Queen Mary zur Überholung gelegen hatte, vorne und hinten angeblich nur eine Zigarettenpapierdicke Platz. Er fragte sich, wie die Schlepper wieder aus dem Dock gekommen waren, die das Schiff reingezogen hatten.

„Willst ein Schluck?“

Der Penner, der sich neben Dirk auf die Bank setzte, hielt ihm einen Flachmann Korn entgegen, aus dem er einen kräftigen Schluck genommen hatte.

„Alkohol?“, fragte sich Dirk. Dirk wollte nicht auf die Reise gehen, heute nicht.

„Wer weiß, was du alles für Krankheiten hast“, antwortete Dirk.

„Meinetwegen kannst du das Mundstück abwischen. Aber du hast noch nie was davon gehört, dass Alkohol desinfiziert?“

„Mir ist nicht nach trinken. Ich bin scheiße drauf und vom Trinken wird's nicht besser.“

„Bist ein Studierter oder was?“

„Trinken Studierende keinen Alkohol?“

„Nee, aber wenn man scheiße drauf ist, ist Alkohol genau die richtige Therapie.“

„Wenigstens einer, der sich auskennt“, sagte Dirk und drehte sich eine Zigarette.

Der Penner hatte einen Einkaufswagen von Aldi neben die Bank gestellt, aus dem er eine Flasche Bier holte und sie köpfte.

„Kannst mir glauben, ich kenn mich da aus. Meine Frau hat mich vor fünf Jahren verlassen. Seitdem lebe ich auf der Straße. Hast du kein Geld, fliegst du aus der Wohnung und die Frau geht gleich mit.“

Eine Wolke aus Alkoholfahne und Pipi zog an Dirks Nase vorbei. Der Mann brauchte ein Bad.

Dirk dachte an seine Badewanne auf der Reeperbahn, wo er manchmal mit Jan und Gerhart, seinem anderen Wohnungsgenossen hinging, wenn sie sich mal richtig waschen mussten. Eigentlich sollte es ein Schwimmbad sein mit einer 20 Meter Bahn. Aber keiner schwamm wirklich, sondern alle standen eher am Rand und schaute dem Treiben zu. Die Duschen waren voll besetzt und man sah, besonders im Winter, wie die Menschen aufgingen, jede Zelle der Haut wand sich dem warmen Wasser zu und begann zu atmen.

„Geh dich mal waschen“, sagte Dirk, als er aufstand.

„Ja, du hast recht. Aber das Schwimmbad ist teuer, kann ich mir nicht leisten.“

Dirk kramte in seiner Tasche, zog ein Markstück hervor und gab es dem Penner. Der bedankte sich. „Hör auf meinen Rat“, sagte er. „Lieber sich mal einen hinter die Binde kippen, als zu viel rumgrübeln. Die Antwort kommt von allein. Und vor allen Dingen kommt sie, egal ob du besoffen bist oder nüchtern.“

Er strahlte über das ganze Gesicht, als er das sagte, als ob er selbst erstaunt war über so viel Weisheit aus seinem Munde.

„Es ist leichter, der Wahrheit besoffen zu begegnen, als nüchtern“, ergänzte er. „Du wirst schon sehen.“

„Ist es das?“, fragte Dirk und setzte sich auf sein Fahrrad. „Und wenn es die falsche Antwort ist?“

„Macht nichts. Dann wartest du eben auf die richtige.“

Dirk trug das Fahrrad zu den Landungsbrücken hinunter und fragte sich, ob er eine Antwort suchte. Er wollte eher der bleiernen Schwere entkommen, die ihn befallen hatte, sonst nichts. Auf ihm lastete ein Nebel, der sich meterdick auf seine Seele gelegt hatte, durch den nichts hindurchdrang. Unter dem Nebel tobte es und Dirk hätte sich gern angesehen, wer oder was da tobte, aber die Suppe hing und hing. Da half kein Alkohol, der höchstens einen Satelliten durch den Nebel geschossen hätte. Dirk wollte nicht auf einem Satelliten leben.

Er stand auf dem Großen Grasbrook und sah auf die Kaianlagen, von denen die Bomben des Weltkriegs nur die Gewölbe stehen gelassen hatten. Eine große Ratte schwamm auf der Wasserlinie und verschwand in einem der roten Ziegelbögen, die den Kai trugen.

Dirk sah sich um. Er stand allein auf dem Haufen Schutt, den Planiererraupen notdürftig begradigt hatten. Er meinte, einen Schatten hinter sich zu sehen. Er trat von der Kaikante zurück, er wollte nicht bei den Ratten im Gewölbe landen.

Der Fahrradweg an der Versmannstraße war schlecht, daran hatte auch die Verlegung der Freihafengrenze vom Brooktor an das Elbufer nichts geändert. Die Zöllner interessierten sich nicht für Dirk, als er an ihnen vorbeifuhr. Er mochte keine Zöllner; sie drangen in eine Privatsphäre ein und trennten sie nach legal und illegal. Sie hatten nur eine Sichtweise und das war das Gesetz. Dummköpfe. Jedes Gesetz schaffte einen neuen Kriminellen.

Auf der Freihafenbrücke frischte der Wind auf, der auf Nordwest gedreht hatte. Dunkelgraue Wolken mischen sich mit kleinen Flecken blau. Es würde Schnee geben, Dirk roch es.

Der Kleine Grasbrook lag verlassen da wie immer. Dirk kam gern hierher, besonders im Sommer, wenn die Brombeeren reif waren. Hier gab es die fettesten und süßesten von ganz Hamburg.

Er kämpfte sich durch das Dickicht aus Pappeln, Weiden und Büschen, die die Schienen überwucherten. Die Bohlen waren aus Holz und nicht aus Beton wie auf den Hochgeschwindigkeitsstrecken. Hier war die Zeit stehengeblieben, die Kaianlagen waren marode und einsturzgefährdet. Die Gebäude waren längst abgerissen, die hier einmal gestanden hatten.

Unterhalb der Barke, die das Ende des Kais markierte, saßen Angler, die ihren Posen nachschauten. Die wurden von der Elbdünung hin und her geschaukelt.

Die Angler, meist Osteuropäer oder Russen hatten ihn bemerkt und sahen zu ihm nach oben. Dirk winkte ihnen zu, um sie zu entwarnen, sie hatten von ihm nichts zu befürchten. Sie grüßten nicht zurück und überprüften die Angelschnur, ob nicht ein Fisch an ihr zog.

Dirk stieg über eine stählerne Mauer und nahm einen anderen Weg zurück. Der Betonboden und die Schienen waren glitschig von den Blättern, die der Regen und die Kälte zersetzt hatten.

Das Maschinenhaus für das Tor der zwei Meter hohen Flutschutzmauer war vollständig mit Brombeeren überrankt. Dirk musste an dem Haus vorbei, um zu der Leiter zu gelangen, die über die Mauer führte.

Er meinte, eine Bewegung im Haus zu sehen, und stockte. Durfte er hier sein? Oder war das Firmengelände, das von einer Firma zwischengenutzt wurde? Dirk hatte Angst vor Hunden, die aus dem Nichts kamen und mit gebleckten Zähnen vor ihm standen.

Als er die drei Stufen der Leiter hochstieg, spiegelte sich das Licht in einer Glasplatte und er sah in das Häuschen. Darin stand ein Drehstuhl, der von der Sonne zerschlissen war. Der Stuhl hatte eine hohe Rückenlehne und Armstützen. Dirk wäre vor Schreck fast von der Leiter gestürzt, klammerte sich aber im letzten Augenblick an dem Überwurf von der Flutschutzmauer fest. Der Stuhl sah aus, als ob ein Mensch darauf saß, ein Mensch, genauso durchlöchert und zerfressen wie der Stuhl.

Erst beim zweiten Hinsehen sah er nur noch den Stuhl, stieg über die Mauer und nahm die drei Stufen auf der anderen Seite. Dirk kam sich dumm vor, auf einen einfachen Trugschluss hereingefallen zu sein.

Er kam auf den alten Verladeplatz der aufgegebenen Schuppenanlage zum Moldauhafen, wo früher fünf Reihen LKWs hintereinander und 50 nebeneinandergestanden hatten. Heute stand kein einziger da, der riesige, überdachte Platz war leer. Eine Brise ging über das Gelände, griff unter das Dach und brachte es zum Rappeln.

Dirk sah die Schuppentüren und stellte sich vor, wie eine unter dem Quietschen der Führungsrollen aufgerissen wurde und ein bärtiger Mann mit einem Elbsegler in der Tür erschien. Er musterte Dirk und schrie ihn mit dieser Hauptfeldwebelstimme an, die es gewohnt war, sich auf dem ganzen Platz Gehör zu verschaffen.

Dirk hatte den Zaun schon gesehen, der den Platz zur Freihafenbrücke abspernte. Flüchten müsste er den Weg zurück. Oder stehen bleiben. Dann sah er die Motorradfahrer, die am anderen Ende des Platzes übten. Sie versuchten, mit einer ausgewachsenen Straßenmaschine auf dem Hinterreifen zu fahren.

Dirk wusste nicht, ob er sich jetzt sicherer fühlen sollte. Die drei Typen und eine Frau beäugten ihn aus der Entfernung. Dirk versuchte, möglichst lässig und souverän aufzutreten. Er hörte Brocken einer Ostsprache, es mochte Polnisch sein. Dirk ging scheinbar uninteressiert weiter und sah in Richtung Hafenbecken.

Er hätte sie ansprechen können, weil er selbst leidenschaftlich Motorrad gefahren war. ‚Heute nicht‘, dachte er und ging weiter. In dem Zaun war eine Tür. Auf dem Vorplatz standen die Autos der Motorradfreaks.

Dirk schob das Fahrrad auf die Elbbrücke. Der Wind hatte etwas nachgelassen. Dafür fiel leichter Regen, oder war es Schnee? Wahrscheinlich beides.

Er ging an dem Fuß des Bogens vorbei, mit dem die Brücke von der einen zu der anderen Seite getragen wurde. Er sah die Nieten, mit denen die Träger gebaut waren. Nach 20 Metern blieb er stehen und drehte um. Auf den Bogen führte eine Leiter, die auf der einen Seite mit einem Geländer abgesichert war. Man konnte den Brückenbogen besteigen! Er probierte die ersten zehn Sprossen, stand schon erhöht und konnte fast bis zur Veddel sehen.

Er stieg wieder ab, schloss sein Fahrrad an und kam zurück zum Sockel. Er befand sich direkt neben der Fahrspur. Die Autofahrer sahen ihn an, nahmen das Gas weg und fuhren weiter.

Er stieg höher, eine Sprosse nach der anderen. Mit jeder Spross schwand mehr von dem Respekt, den er vor dem Ungetüm aus Stahl hatte. Der Bogen wurde zu einem Regenbogen, den er Stufe für Stufe erklomm. Auf halber Höhe hielt er an und schaute nach unten. Unter ihm floss die graugrüne Elbe und er spürte das Tackern, wenn die Autos über das Lager am Ende der Fahrspur fuhren. Der Schneeregen hatte aufgehört und die Sonne kam heraus.

Es entstand Trotz in ihm, Wut, Wut vor seiner eigenen bescheuerten Angst, immer alles falsch zu machen. Jetzt machte er es richtig, er ging nach oben, auf die Spitze, immer höher.

Als er oben ankam, stellte er sich breitbeinig zwischen zwei Sprossen auf den Bogen, hob die Arme, ballte die Fäuste und schrie, so laut er konnte elbabwärts. „King Kong ist gekommen, um die Stadt von dem Monster zu befreien! Wir treiben die Pfeffersäcke aus der Stadt, das geldgeile Pack! Huah, Ohee!“

Er holte sein Akkordeon raus und sprach zu den Zuschauern und den Autos, die angehalten hatten: „Kommt, lasst uns singen und damit das Monster vertreiben.“

Dirk nahm Haltung an, streckte die rechte Faust in die Luft und sang mit allem, was er hatte:

„Es rettet uns kein hö'hres Wesen,  
kein Gott, kein Kaiser, noch Tribun.

Uns aus dem Elend zu erlösen,  
können wir nur selber tun!

Leeres Wort: Des Armen Rechte!

Leeres Wort: Des Reichen Pflicht!

Unmündig nennt man uns und Knechte,  
duldet die Schmach nun länger nicht!

Völker, hört die Signale, auf zum letzten Gefecht!

Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!“

Dirk sah nach unten auf die Straße, wo einige jubelten, andere betreten auf den Boden sahen.

„Gut“, sagte er, „war schon klar, dass ihr nicht alle zustimmen würdet. Die Zeit der Dogmen ist vorbei, niemand muss mehr zu seinem Glück gezwungen werden. Wir können feiern, wir haben es weit gebracht.“

Dirk nahm sein Akkordeon wieder zur Hand und spielte die Melodie vom Hamburger Veermaster an. Er sah nach unten auf die Straße und hörte die Jubelrufe der Menschen. Dirk legte den Arm auf die Schultern seiner Freunde und schunkelte mit ihnen Arm in Arm nach der Melodie des Lieds.

Die Leute von unten riefen ihm die plattdeutschen Liedzeilen zu, wenn er nicht weiterwusste. Zum Zwischenrefrain war er immer wieder da: Too my hooday und zum Refrain auch:

Blow boys blow, for Californio,  
There's plenty of gold, so I've been told,  
On the banks of Sacramento.

Elbaufwärts kam ein Binnenschiff, das seine Ladeluken geschlossen hatte. Der Käpt'n sah Dirk auf der Brücke stehen und ließ dreimal sein Horn erschallen.

Dirk drehte sich von der Straßenseite weg elbaufwärts, öffnete seinen Mantel, zog seine Hose runter und pisste dem Schiff aufs Deck, als es unter ihm durchfuhr. Dann holte er sein Kleingeld aus der Tasche und warf es dem Schiff hinterher, er hörte, wie es an Deck aufschlug.

„Ein Weihnachtslied? Ihr seid aber auch sentimental!“ Dirk sah zu dem Publikum weit unter sich. „Was haltet ihr von ‚Kling Glöckchen‘?“

Das Publikum stimmte zu und Dirk sang drei Strophen, bei der dritten brach ihm die Stimme und die Tränen liefen ihm über die Wangen; Dirk wusste nicht, ob es vor Freude oder aus Trauer geschah.

## **Hilfe**

„Du musst hier raus“, sagte Kai, der mit Angela aus Freiburg gekommen war, als sie hörten, dass sie Dirk in die Psychiatrie eingewiesen hatten.

Sie waren Freunde aus alten Zeiten, als Dirk noch mit Kai zusammen Psychologie studiert hatte. Kai hatte durchgehalten und war Psychiater und Therapeut geworden, im Gegensatz zu Dirk, der sein Studium irgendwann an den Nagel gehängt hatte.

Dirk war müde von den Medikamenten, die man ihm verabreichte. Auf einmal war er auf dem Brückenbogen von Feuerwehrleuten umringt gewesen, die ihm freundlich zuredeten, weil sie dachten, dass er lebensmüde war und springen wollte.

Er hatte sie eingeladen, die fantastische Aussicht zu genießen, die man von hier oben hatte. Die Freihafenbrücke war das Einfallstor nach Hamburg, unten fuhren die Binnenschiffe die Elbe aufwärts in den Hafen und neben der Brücke kamen die Gäste, die etwas geboten bekommen wollten, mit der Bahn. Hamburg war eine Weltstadt, da konnte man schon was erwarten.

Den Mantel aufgemacht und runtergepisst - na gut, das war nicht die feine Art. Aber das war noch lange kein Grund, ihn in die Weißkammer einzusperren. Die Schau war eh zu Ende gewesen und er war im Begriff, runterzusteigen, als die Feuerwehr kam.

Jetzt hatten sie ihn wieder runtergedimmt, ‚eingestellt‘, wie sie das so fein technisch nannten, als ob sein Gehirn ein Motor war, dessen Benzin-Luftgemisch zu fett eingestellt war. Der Nebel lag wieder auf allen Synapsen, es gab kein Nach Unten oder Nach Oben, nur noch wohliges Mittelmaß, das sich auf die nächste Mahlzeit freute. Seitdem Kai und Angela da waren, hatten sie ihm zumindest die Fesseln abgenommen und er konnte aufstehen. Das war schwierig, so wacklig war er auf den Beinen.

‚Raus hier‘. Dirk wusste gar nicht, ob er überhaupt rauswollte. Er bekam zu essen, die Schwestern und Pfleger waren freundlich, nur der Doktor stellte unglaublich dumme Fragen.

Er hatte überlegt, den Weißen in die moderne Psychologie einzuführen, die die gesellschaftlichen Pflichtübungen verringerte. Modern war, den Menschen als erwachsen anzusehen. Man musste ihn weder zur Arbeit noch zu seinem Glück prügeln. Man konnte dem Menschen Vertrauen in seine eigene Dynamik geben, und ihn nicht ständig dafür geißeln, wenn er nicht immer alles so tat, wie dieser Mann in Weiß es sich vorstellte.

Aber er hätte ihn sofort wieder ans Bett gebunden, oder was schlimmer gewesen wäre, ihn zu einem von diesen Gesprächen eingeladen, in denen der Mann immer so viel mit dem Kopf nickte.

Kai und Angela nickten auch. Aber sie hatten wenigstens zwischendurch den Mut, über wirkliche Dinge zu reden. Ja, Dirk war zurückgeblieben, er hatte sich fallengelassen. Sie hatten ihm in Freiburg das Haus unterm Arsch weggerissen. Er hatte erst später gemerkt, wie wichtig ihm das Haus, die Autowerk-

statt und die anderen Leute waren, die mit auf dem Gelände wohnten.

Und die politischen Auseinandersetzungen. Seine Arbeit bei ‚Links anders‘, der Stadtzeitung, die sich als Gegenöffentlichkeit verstand und in der jeder Artikel diskutiert wurde. Wenn sie die monatlich erscheinende Zeitung vor der Mensa verkauften, rissen die Leute ihnen das Blatt aus der Hand.

Einmal war der Verkäufer der KVZ gekommen, der Kommunistischen Volkszeitung. Sie hatten Zeitungen getauscht, er hatte sie durchgeblättert, Dirk verständnislos angesehen und ihn gefragt: „Wie macht ihr das bloß, dass ihr so viele Zeitungen verkauft?“

Sie waren die Anarchisten der kleinen, bürgerlichen Universitätsstadt und ließen sich von Nichts und Niemandem vorschreiben, wie sie zu leben hatten. Sie planten die Revolution und fühlten sich ihr jeden Tag einen Schritt näher. Sie organisierten sich und lebten in alternativen Lebensformen, lösten senkrechte Hierarchien auf und diskutierten über alles, egal, ob es Nächte dauerte.

Die Politik vermochte nichts mit ihnen anzufangen und ließ sie, außer bei den Demonstrationen, in Ruhe. Als Ulrike, Gudrun, Andreas und Jan-Carl<sup>1</sup> ermordet wurden, brach für sie eine Welt zusammen.

Sie verstreuten sich in alle Himmelsrichtungen, Dirk landete nach langer Irrfahrt durch Südfrankreich in Hamburg. Die Luft war raus aus der Bewegung, die politische Arbeit wurde hart und militant und nahm sich zum Ziel, den bürgerlichen Staat zu stürzen, der nur eins im Sinn hatte, die Reichen reicher zu machen.

Viele emigrierten ins Innere, betätigten sich therapeutisch oder spirituell, wurden Naturheilmediziner oder tauchten komplett ab. Dirk hatte keine Ahnung, was er wollte, zog mit Jan und Gerhart in die Wohngemeinschaft und reparierte Autos auf einem Trümmergrundstück im Freien. Er lebte in den Tag hinein, stand gegen Mittag auf und arbeitete bis spät in die Nacht.

Im Nachbarhaus gab es eine Kneipe, in der Jan mitarbeitete. Die Kneipe war selbstorganisiert und wurde umschichtig jeden

---

<sup>1</sup> Ulrike Meinhof, Gudrun Ensslin, Andreas Baader und Jan-Carl Raspe kamen in der Isolationshaft von Stuttgart-Stammheim unter mysteriösen Umständen zu Tode.

Abend von einer anderen Gruppe oder Initiative betrieben.

Es gab eine Schwulengruppe, eine Lesbengruppe, eine Friedensinitiative, eine Gruppe, die zusammen Musik spielte und eine Gruppe, die im Spätsommer diverse Früchte einsammelte, sie kelterte und daraus Wein herstellte.

In der Kneipe wurden sie die ‚Ballons‘ genannt, weil sie die riesigen Glaskrüge für die Gärung heranschafften, die im Keller der Kneipe still vor sich hinblubberten.

Zu der Kneipe gehörte eine einfach ausgestattete Küche, in der jeden Abend irgendjemand irgendetwas kochte. Wenn man rechtzeitig da war, bekam man von dem Essen ab. Dirk war meistens rechtzeitig da, manchmal half er bei der Vorbereitung, wenn er zu früh gekommen war. Das Essen war nahrhaft und für jeden erschwinglich.

Dirk betätigte sich bei keiner der Gruppen, obwohl sie ihn fragten, ob er nicht Lust hatte, sich einzubringen. Doch Dirk wollte sich nicht binden und mochte Gruppendruck nicht, der ohne Worte festlegte, wie die Gruppenmitglieder sich zu verhalten hatten. Ihm gefiel dieser subtile Druck nicht, der die Beteiligten gleichschaltete und auf Harmonie trimmte.

Dirk bestand darauf, frei zu sein und sich niemandem gegenüber zu rechtfertigen. Er hasste diese eindringlichen Fragen, warum er Das und Das getan oder nicht getan hatte, für ihn war das Inquisition. Er wollte immer und überall seine Meinung sagen können. Wenn ihm der Gruppenkonsens nicht passte, sann er darauf, den blöden Konsens zu hinterfragen und auszuhebeln. Manchmal führte das zu Streit innerhalb der Gruppe, aber das war nicht sein Problem.

Auf keinen Fall sah er ein, weitblickend und rational zu sein. Diese Haltung überließ er mit Freude den Strategen, die ein fest definiertes Ziel vor Augen hatten.

Dirk sah sich als Joker. Er bestimmte, wann er kam und wann er zu einem Thema etwas beisteuerte oder nicht. Da wollte er sich nicht von den moralinsauer dreinblickenden Bedenkenträgern dran hindern lassen, die doppelzüngig ihre persönlichen mit den Zielen der Gruppe gleichsetzten und daraus einen Verhaltenskodex ableiteten.

Das hatte zur Folge, dass er von allen argwöhnisch beäugt wurde. Keiner hörte auf seine Argumente oder sie wurden als belanglos abgetan. Auf einer Planungssitzung für die Bewegung

2. Juni sagte ihm eine Frau unverhohlen ins Gesicht, dass er ein Spitzel sei und sich vom Acker machen sollte. Dirk war so perplex und vor den Kopf geschlagen über diese Ablehnung, dass er schweigend, ohne Worte den Kneipenraum verließ. Er ging hoch in seine Wohnung, die zwei Stockwerke über der Kneipe lag. Er setzte sich in sein Zimmer und schaute den Kränen von Blohm + Voss zu.

Warum hatte keiner etwas übrig für ihn? Er öffnete das Fenster, der Duft der Mälzerei und der Gestank der sauerstoffarmen Elbe strömten in das Zimmer und war sofort vertraut. Warum verstand ihn keiner? Wie konnte ihn diese bescheuerte Frau als Spitzel bezeichnen? Hatte er nicht das Beste für die Bewegung im Sinn? Es war nicht gesund, wenn alle einer Meinung waren.

Der Vorwurf hatte einen Kloß im Magen hinterlassen. Dirk fühlte sich zurückgewiesen, wie er sich immer zurückgewiesen gefühlt hatte, von allen, seinen Eltern, den Lehrern, den Mitschülern und jetzt von denen, die er liebte und die er als seine Freunde angesehen hatte.

Er schwor sich, nie wieder an dieser Gruppe teilzunehmen, da konnten sie sich entschuldigen, bis der Arzt kam. Die Frau, die dummerweise in der Nachbarschaft wohnte, beschloss er, nicht mehr zu grüßen. Sollte die Gruppe doch in ihrem eigenen, stumpfen Sumpf ersticken! Keine Träne würde er ihnen nachweinen.

Kai sprach lange mit dem Mann in Weiß, bevor er zu Angela und Dirk ins Zimmer zurückkam. Kai hatte ihm drei Bände von Castañeda mitgebracht, einem amerikanischen Ethnologen, der den indianischen Schamanen Don Juan in Mexiko besucht hatte.

Don Juan hatte Castañeda in seine Lehre und die Mystik eingeweiht, die die Yaqui-Indianer seit 10.000 Jahren pflegten. Castañeda hatte diese Gespräche dokumentiert und in Büchern niedergeschrieben.

Dirk hatte ‚Die Lehren des Don Juan‘ am Tag vorher angefangen und es die Nacht über bis zum frühen Morgen gelesen, bis er darüber eingeschlafen war. Die Tagschwester hatte ihm das Buch vorsichtig unter dem Kinn weggezogen, ohne ihn zu wecken.

Er sprach mit Angela über das Buch, während Kai beim Chefarzt war. Obwohl er es fast durchgelesen hatte, hatte er keine Meinung dazu. Dirk wusste nicht, was ihn so daran faszinierte. Der Autor schien über etwas zu schreiben, das bei Dirk schon

vorhanden war. Beim Lesen gingen mit jeder Seite Türen auf, von deren Existenz Dirk nichts gewusst hatte. Das, was durch diese Türen zum Vorschein kam, war ihm irgendwie bekannt. Nicht in den Worten von Castañeda oder diesem Don Juan, aber er spürte, da sprach jemand das aus, worüber er selber schon lange nachgedacht hatte.

„Sie wollen dich nicht gehen lassen“, sagte Kai, als er von dem Gespräch zurückkam. „Aber irgendetwas stimmt nicht. Je mehr der Arzt von deinem Krankheitsbild erzählt, desto mehr habe ich das Gefühl, dass sie dich hierbehalten wollen.“

Aber sie wollen dich nicht hierbehalten, um dir den Weg zu ebnen, da draußen zu leben. Ich glaube, sie wollen dich zu Forschungszwecken hierbehalten. Und das finde ich unredlich.“

Angela sah erst Kai und dann Dirk an. „Heißt das, Dirk kommt überhaupt nicht mehr raus hier?“

„So einfach nicht. Ich müsste ein Gegengutachten schreiben, dass Dirk bescheinigt, selbständig, ohne regelmäßige Hilfe draußen leben zu können.“

„Und, kannst du das?“, fragte Angela.

„Sie werden mir keine Gelegenheit geben, Dirk ausführlich zu untersuchen. Das aber ist die Voraussetzung, um die Kommission zu überzeugen, die über solche Streitfälle entscheidet. Bis der Fall vor die Kommission kommt, können Monate vergehen. Und der Chefarzt wird da seine Leute haben, die er versuchen wird, zu beeinflussen.“

„Also muss er abhauen“, sagte Angela.

„Das hast du gesagt.“

„Scheiße. Wenn sie ihn ein halbes Jahr hierbehalten, ist er unwiederbringlich zerstört, dann ist er fertig.“

„Das steht zu befürchten.“

„Dabei hat Dirk doch nur eine handfeste Krise. Oder wie siehst du das?“

„So kann man es nennen“, sagte Dirk. „In dieser Weltstadt kann man ganz schön untergehen. Wenn nicht wenigstens ein paar kleine Scheinwerfer auf dich gerichtet sind, verschwindest du im Saumstein wie ein welkes Blatt, das vom Baum gefallen ist.“

„Und hattest du Scheinwerfer?“

„Das ist nicht wie in Freiburg, wo du 200 Gleichgesinnte hast. Hier in Hamburg sind es 2000. Du kennst mich ja: Die kleine Aufmerksamkeit reicht mir nicht. Ich will von den

Mädels bejubelt werden und mir nach der Vorstellung eine aus-  
suchen, die zu mir in meinen Adlerhorst kommt."

"Stimmt", sagte Kai, "du machst dir das Leben nicht gerade  
leicht. In Freiburg ist dir das meistens gelungen. Aber wenn  
du hierbleibst, rutschst du immer weiter ab, hier gibt es kein  
Publikum."

"Außer den Ärzten", sagte Dirk.